

treffen. Als aber Lydias erste Begeisterung über ihn rasch einer auffallenden Kälte Platz machte, stand Pedersen zitternd auf Posten. Er kannte ihre berechnende Kälte jenen Dingen gegenüber, denen sie am heißesten nachtrachtete — ja, er kannte sie.

Tagsüber hielt er sich daheim, soweit es ihm irgend möglich war, und lief ihr nach wie ein treues Hündchen. Abends, wenn er fort mußte zur Arbeit im „Hospiz“, nahm er einen wehen Abschied von ihr.

Sie stand gerne um diesen Zeitpunkt beim Aufwaschen und kehrte ihm ihren üppigen Rücken in der tief ausgeschnittenen Bluse zu. Am liebsten wäre er auf sie zugestürmt, hätte sie leidenschaftlich auf den Nacken geküßt unter dem schwarzen, süß duftenden Haar, hätte ihren vollen Mund geküßt, um zu verhüten, daß sie — sie — Lydia, ach Lydia! — ihn vergessen solle. Aber er wußte, wie sie ihn höhnisch von sich schieben würde mit dem seifigen Scheuerlappen in der Hand: „Och, beherrsche dich doch, Pedersen. Wir sind doch nicht ganz frisch verheiratet.“ — — — Nein, er stand abwartend daneben, bis eine natürliche Pause im Abwaschen entstand. Dann wandte sie sich, lachte mit den Augen, spitzte das Mäulchen und flötete: Lebewohl, du närrischer Junge. Zuweilen sagte sie das so reizend — ja, so reizend, daß Friede und ruhiges Sehnen sein Inneres durchklangen. Zumeist aber war sie neksüchtig und kokett. Dann nagte der böse Wurm an seinem Herzen.

Ehe er die Treppe hinabging, lauschte er an der Tür des neuen Pensionärs. Ja, er war zu Hause, der Schokoladenmann — immer zu Hause des Abends, wenn Pedersen fort mußte.

Und wenn nun Lydia allein geblieben war — was geschah dann?

Pedersen watete durch Blutnebel zum „Hospital“. Gott, wie der Mensch aber auch spielte. Freilich zehrte es entsetzlich an seiner Kraft. Er kämpfte in den Tönen wie ein Ertrinkender ums Leben. Er klammerte sich an seinen wunder-

baren Traum wie an einen Wrackstumpf. Allein der Mann aus dem Traum, der kommen und ihn aus seiner Erniedrigung herausführen sollte, blieb beständig aus. Dieses Leben war nicht mehr zu ertragen.

Eines Abends, als er ging, klopfte er an die Tür des Pensionärs.

„Entschuldigen Sie, Herr Delleransch — ich bin es bloß —“

Maschinenschlosser Deleurance stand glatt und rund und braun und widerlich in der Tür, in süßen Zigarettenrauch gehüllt.

„Bitte, bitte, Pedersen. Guten Abend. Bitte.“

„Danke. Wollen wir nicht der Wärme wegen schließen? — Ne, danke, nicht sitzen. Ich muß gleich gehen. Sie wissen vielleicht, ich bin Musiker. Ja, ich spiele in einem Café.“

„Ich habe wohl bemerkt, daß Sie abends nie daheim sind.“

„Ja, wirklich, haben Sie das? Ja, ich spiele im Café ‚Hospital‘. Uebrigens ein schöner roter Schirm, den Sie da über der Lampe haben. Warme Farbe.“

„Ja, nicht wahr?“

„Das muß ich sagen. — Heiße Farbe. Na, für alle Tage möcht' ich ihn nun nicht wollen. Sitzen Sie wirklich immer in dieser Beleuchtung, Herr Delleransch? Das ist nicht gesund. Und Sie sitzen ja viel allein, nicht wahr?“

Er blickte prüfend hinein in die infamen Augen, entdeckte aber nichts Ungewöhnliches.

„Ehrlich gesagt,“ fuhr er fort, „es hat mir oft leid getan, an Ihre Einsamkeit zu denken. Und da kam mir plötzlich der Gedanke, ob es Sie vielleicht interessieren würde, mich spielen zu hören. Haben Sie nicht Lust, mit ins ‚Hospital‘ zu gehen? Natürlich als mein Gast.“

Deleurance war eigentlich ein bißchen verdutzt. Er lächelte so sonderbar. Pedersen sah es sehr wohl und lächelte auch so recht freundlich.

Deleurance weigerte sich. So viel Liebenswürdigkeit konnte er doch unmöglich annehmen. Unmöglich. Und leider